



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufssarbeit

Blume, Wilhelm

Bad Homburg v.d.H., 1957

Flüssiges Gold - auch in Deutschland

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93949](#)

in Seife gewaschen, getrocknet, mit einer Schutzölschicht versehen und dann in die Zwirnerei geleitet. „Erinnert Ihr Euch, daß eigentlich 50 blaue Fäden aus der Brause kamen, die dann wie ein winziger Faden wurden?“ knüpfte Dr. Staff wieder an. „In Wirklichkeit sind es aber immer noch 50 Fäden, die nur so dünn und so dicht beieinander liegen, daß sie wie *ein* Faden wirken. Dieser Faden muß nun gedreht werden, damit er rund und tatsächlich ein einziger Faden wird.“ „Dabei dreht er sich 1200—2000 mal auf einer nur 1 m langen Laufstrecke“, ließ Daggy einfließen, stolz auf ihre genauen Kenntnisse, die sie vor kurzem erworben hatte. Sie war eigentlich Laborantin im Chef-Laboratorium für Chemie, aber es war Brauch in dem Werk, daß auch die mehr wissenschaftlich Arbeitenden den ganzen Fabrikationsgang aus eigener Mitbetätigung sich zu eigen machten. „Man hat sich's im Labor nicht träumen lassen, welche Genauigkeit man bei den Dingen anwenden muß, die dem Außenstehenden als grobe Handwerksarbeit erscheinen“, bekannte Daggy dem Dr. Staff, als man auf dem Fabrikhof sich trennte. „Ist es nicht eindrucksvoll zu sehen, aus wieviel Einzelgängen sich das kleinste Stück Leistung zusammensetzt?“

„Mir tut eigentlich der arme Faden leid, was der alles über sich ergehen lassen muß“, schaltete Rigo in seiner bedachtsamen Art ein. „Wenn nicht jede Handreichung oder Kontrolle dabei äußerst genau gemacht wird, ist der ganze Arbeitsprozeß wertlos“, brachte Daggy darauf ihren Satz zu Ende.

„Wenn man es mit dem richtigen Gefühl ansieht, ist das schon richtig“, schloß Staff die kleine Abschiedsplauderei ab; „freilich ohne das Laboratorium gäbe es keinen ‚Zauberfaden‘, stände die ganze Fabrik nicht, aber die peinliche Aufmerksamkeit bei der Arbeit an den Maschinen hält sie aufrecht.“

Flüssiges Gold — auch in Deutschland

Erlebnisbericht eines Zeitungsmannes vom 25. September 1955



Ich saß im Gasthof des Herrn Achilles und aß Nieren. Das war ein richtig gemütliches Dorfgasthaus. Draußen auf der Straße zuckelte hin und wieder ein hochbeladener Wagen mit Rüben vorbei. Hinter den Gardinen machte ein Brummer Spektakel, und die Uhr tickte ihren Takt. Kurz — — es war ländlich abgeschieden und recht beschaulich. Das Gasthaus des Herrn Achilles steht in Hohne im niedersächsischen Kreis Gifhorn. Bis vor vier Jahren kannte man Hohne kaum über die Grenzen des Kreises hinaus. Aber dann kamen die Geologen und entdeckten ein sehr reiches Erdöllager. Die Ingenieure mit den Bohrmaschinen folgten ihnen auf dem Fuße. Sie bohrten, und sie hatten Erfolg, viel Erfolg.

14 705 Tonnen des „flüssigen Goldes“ quollen hier im Monat Juli aus der Erde. Das heißt: Dieses weltabgeschiedene, unbekannte Hohne ist der viertbeste Platz in der deutschen Erdölproduktion.

Aber: Ich war über das Kreisstädtchen Burgdorf vor den Toren Hannovers nach hier gefahren. Je mehr ich mich dem Dorf Hohne genähert hatte, desto mehr war meine Spannung gestiegen. Erdöl: Das bedeutet doch Abenteuer, Technik, Fortschritt! Erdöl: Das bedeutet doch Geld, Arbeit, verwegene Männer, Texasluft! Erdöl lässt doch die Pulse ein paar Takte schneller schlagen wie einst bei den Goldgräbern in Kalifornien. Kämpfe, Ränke, Gewalttaten . . .

Ich weiß nicht, woher ich diese Vorstellungen vom Öl hatte, wahrscheinlich aus dem Kino oder aus Romanen. Hier jedenfalls in einem der jüngsten deutschen Erdölgelände war der Eindruck anders:

Nicht einmal der übliche Wald von Bohrtürmen war zu entdecken, auch die riesigen „Crackanlagen“ fehlten, wie sie die Amerikaner in den entsprechenden Gegenden aufgetürmt haben, um die Benzinausbeute aus dem Erdöl künstlich zu steigern; man sah hier zunächst eigentlich nur niedersächsisches Bauerland; es roch nach Getreide und feuchter Erde und wirklichem Wald.

Im Erdölwerk selbst gerate ich an einen jungen Geologen, der eine halbe Stunde nach Mitternacht ins Bett gekommen und eine Stunde nach Sonnenaufgang telefonisch an eine Bohrstelle gerufen ist. „Sagen Sie mir bitte“, frage ich ihn, „wo sind denn eigentlich Ihre Bohrtüme?“ „Das Feld hier ist abgebohrt; er gibt daher jetzt im Umkreis nur noch Produktionsstätten“. „Aber wo sind deren Fördertürme?“ „Heute braucht man keine mehr. Man stellt nur noch die niedrigen Produktionskreuze auf, und die sieht man kaum im Gelände.“

Der Geologe tippt mit dem Finger auf eine Karte. „Dies ist der Gifhorner Trog“, sagt er; „dazu gehören mehrere Felder. Die größten davon sind Hankensbüttel, ein paar Kilometer von hier, und Hohne. Der Gifhorner Trog ist das größte Erdölgelände um Hannover, und Hannover ist das zweitgrößte Erdölgelände in Deutschland; nur das Emsland liefert noch etwas mehr.“ „Seit wann gibt es überhaupt Erdöl in Deutschland oder besser gesagt: seit wann wird es bei uns gefördert?“ — „Nun, das erste deutsche Erdöl hat man vor rund 80 Jahren bei Wietze im Bezirk Celle entdeckt. Dann nahm die Zahl der Ölfelder langsam, im 2. Weltkrieg dagegen schlagartig zu. Die Gründe dafür brauche ich Ihnen wohl nicht zu entwickeln? Und heute wird es aus 61 Feldern gefördert. In diesem Jahr werden wir wohl die 3 Millionen-Tonnen-Grenze überschreiten. Grob gesagt, würde das bedeuten: Jedes dritte Auto in Westdeutschland könnte dann mit deutschem Benzin fahren.“

So plaudernd steigen wir in den Wagen und fahren auf Feldwegen in den schwülen Spätsommertag. „Das ist doch immerhin schon etwas“, nehme ich das Gespräch wieder auf. „Die Vorräte Amerikas und Asiens werden freilich, mit den unseren verglichen, immer gigantisch bleiben.“ Wir kommen an einem modernen Schwimmbad vorbei. Viele Autos aus Braunschweig und Gifhorn,

Celle und Hannover parken davor. „Das hat die Gemeinde Hohne im vorigen Jahr gebaut.“

Ja, das Öl, bekanntlich heute *der wichtigste Welthandelsstoff* nach Menge und Wert, hat natürlich auch in diese Gegend *Geld* gebracht. Die älteren Verträge sichern den Grundbesitzern laufend 5% vom Förderzins, die neueren freilich bringen den Landeigentümern nur Entschädigungssummen für die Oberflächenbenutzung ein.

„Sehen Sie“, sagt unser Fahrer, „*der Mann hat das Geld in seinen Hof gesteckt*“. Er wies auf ein blitzsauberes, modernes Bauernhaus. „Der dahinten hat's in die Kneipe gebracht. Es ist ein Jammer ...“ Und ich sah ein verwahrlostes, halbzerfallenes Bauernhaus.

„Wo kamen die Menschen her, die hier im Öl arbeiten?“ fragte ich. Unser Geologe zuckt mit den Schultern. „Die DEA hatte neulich ein Betriebsfest. Da haben wir unsere 1050 Leute aus 74 Ortschaften der Umgebung zusammengeholt. Der größere Teil der *Arbeitskräfte* ist hier seit Jahr und Tag ansässig, ungefähr 40 Prozent sind Vertriebene. Aber die sind nun auch schon zu Haus hier.“ Inzwischen haben wir das Nachbar-, „Feld“ Hankensbüttel erreicht und machen vor einem wirklichen *Bohrturm* halt. Das Bohrgestänge kreischt, und der Meißel frißt sich Zentimeter um Zentimeter in die Erde.

Nach einiger Zeit sind vier Männer auf der Arbeitsbühne damit beschäftigt, das Gestänge herauszuheben, um den Bohrmeißel auszuwechseln. Rund acht Meter lang sind die einzelnen Rohre, die aus der Tiefe des Bohrlochs auftauchen. Das ist *die Arbeit an der ganzen Bohrerei*, die am meisten Zeit in Anspruch nimmt. Alle paar Dutzend Meter, unter Umständen sogar nach einigen Dezimetern, geht diese Prozedur vor sich. „Wie tief bohren Sie hier?“ frage ich. „Wir bohren im Durchschnitt 1400 bis 1900 Meter. Aber in Kalifornien sind sie schon bis auf über 5000 Meter vorgestoßen.“

Wenn der Fachmann festgestellt hat, daß das Bohrloch „fündig“ geworden ist, wird die Bohrung „verrohrt“. Die untersten Stücke sind mit Löchern versehen, in die das Öl eindringen kann; entweder sprudelt es dann von selbst an die Oberfläche, oder es muß mit Pumpen nachgeholfen werden. Zuerst kommt nur Wasser, dann die dicke braunschwarze Flüssigkeit des Öls.

„Vielleicht quillt auch aus diesem Bohrloch, an dem wir stehen, nach ca. 8 Tagen das flüssige Gold.“ Vielleicht! Denn: *Ist es wirklich sicher, daß diese Stelle fündig ist?* Der Ingenieur ist zuversichtlich; zwar ulkt er zunächst seinen Kollegen, den Geologen, an, aber versichert dann, daß die Mehrzahl der Bohrungen ertragreich gewesen sei.

Zum Schluß fügte er noch hinzu: „Alle Erdöllager haben, wie Sie wissen, sich während vieler Jahrmillionen aus dem Blut und Eiweiß verschollener Lebewesen in urzeitlichen Meeren auf dem Boden abgesetzt; nur dort, wo einst Meere fluteten, konnten sich Sand- und Kalksteingebirge absetzen, in denen allein das Öl zu finden ist. Das ist in den Wüsten Arabiens oder im persischen Bergland nicht anders als am Kaspischen Meer oder in Pennsylvanien oder den

südamerikanischen Tropenwäldern, nicht anders im Emsgebiet oder im bayrischen Alpenland, das übrigens eben erst auf Öl angeritzt worden ist, und auch nicht anders als hier in Niedersachsen, Kreis Gifhorn“.

Ein Rohstoff voller Rätsel

Ballspiel bei den Azteken

Vor reichlich 400 Jahren war es. Cortez, der kühne und grausame Eroberer „Neuspaniens“, wird an den Hof des arglosen Königs Montezuma in dessen Residenz Mexiko geladen. Vorsichtshalber erscheint er zu dem Fest in seinem stahlblauen Panzer, wozu die reiche spanische Spitzenkrause nicht recht passen will, die sich um den Hals des Gastes faltet. Schöne Indianermädchen führen dem Fremdling ein tänzerisches *Spiel mit Bällen* vor. Sie werfen und fangen, da fällt ein Ball zu Boden und springt — seltsam genug — wieder in die Höhe.

Cortez lässt sich einen der Bälle reichen: ein sonderbarer Stoff, beinah klebrig faßt er sich an, elastisch wie ein Muskel gibt er dem Druck nach und schnellt wieder in die runde Form zurück. „Aus den Tränen eines Baumes“, erklärt der Dolmetscher, „einer Art Harz wird der Ball gemacht. Kau-ut-schu nennen die Azteken die weißen Tränen des weinenden Baumes.“

Die Eingeborenen verfertigten sich damals schon aus dem Baumsaft wasserdichtes Schuhzeug für den sumpfigen Urwald und unzerbrechliche Flaschen, wie wir heute Gummiwärmeblasen benutzen.

Rubber

Diese erste Begegnung eines Europäers mit dem geheimnisvollen Rohstoff blieb erstaunlicherweise jahrhundertelang ohne Folgen. Erst im 18. Jahrhundert kamen Proben nach Europa; der englische Chemiker Priestley interessierte sich dafür; zufällig rieb er mit einem Stückchen auf einem Blatt Papier hin und her und sah, wie die Bleistiftstriche verschwanden. So wurde der Kautschuk zur Ware, und zwar zuerst in den Schreibwarenläden. Von diesem Verwendungszweck hat Kautschuk in der englisch-amerikanischen Welt den Namen „rubber“ (= Reiber) behalten. „Rubber is the most important commodity in the world“ (die wichtigste Handelsware) hat der Vorsitzende des amerikanischen Gummiverbandes während des ersten Weltkrieges in seiner Ansprache bei dem üblichen Jahresfestessen dieser Berufsgenossenschaft gesagt.

Vulkanisierung

Ein Amerikaner, ein Kaufmann, der aber nicht sehr geschäftstüchtig war, sondern am liebsten in seinem Labor, d. h. an seinem Küchenherd allerhand probierte, hat den rätselhaften Urwaldsaft mit allerhand *Chemikalien* verbunden; dabei ließ er einmal eine Mischung von Schwefel und Kautschuk auf